

den, angeblich, „weil es keine Arbeitslosen mehr gäbe“. Dabei meldete das amtliche Gewerkschaftsblatt eine Woche vorher 600 000 Arbeitslose. Diese sind also der Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen oder dem Hunger preisgegeben. Wehe, wenn ein Arbeiter nicht die ihm zugewiesene Arbeit annimmt, dann verliert er jeden Anspruch auf Arbeit. Wehe dem, der sich der Staatsgewalt widersetzt: er bekommt keine Lebensmittelkarten mehr. So hat man in der letzten Zeit in Moskau 300 000 Menschen die Lebensmittelkarten entzogen, in einer anderen Gegend 200 000 Menschen. Intellektuelle, wie Marxer usw., erhalten überhaupt keine Lebensmittelkarten. Sie sind auf die teuren Waren im freien Verkauf angewiesen.

Die Handwerker sind fast verschwunden, sie sind zu Lohnarbeitern in den Fabriken geworden. Nur ein Handwerker blüht nämlich das der Friseur. Sie erhalten vom Staat ein bestimmtes Lohnminimum, für das sie eine bestimmte Anzahl Köpfe bearbeiten müssen. Dem Friseur „wählen die Produktionsmittel auf natürlichem Wege, nämlich auf dem Kopf der Menschen, zu“. Nur das Rasieren wird vermieden; denn dazu ist Seife nötig, und die gibt es in ganz Rußland nicht. Man hat daher aus der Not eine Tugend gemacht und hat es für unfein und unproletarisch erklärt, rasiert zu erscheinen.

Wie wohnt nun der Russe? Dem Fremden wird mit Stolz die Neubautätigkeit vorgeführt. Da sieht er wirklich schöne, hohe, neue Bauten. Sie reichen aber nicht einmal aus, den zusätzlichen Wohnungsbedarf zu decken. Das Ideal des Russen ist die „Hauskommune“. Sie soll zur Gemeinschaft zwingen. In Moskau steht eine solche Hauskommune, ein sechsstöckiges Haus in breiten Gartenanlagen. Es hat helle Zimmer, große Gemeinschaftsräume, einen Dachgarten mit Duschräumen und Kino. Die Zimmer von 2½ x 3 Meter führen alle auf einen Korridor. Sie sind gedacht als Schlafzimmer für zwei Menschen. Bei Tag sind alle Hausbewohner beisammen. Für die Kinder, die in Rußland vom Tag ihrer Geburt an dem Staat gehören, ist eine gemeinsame Krippe da. Unsere Reisenden erfuhren mit Staunen, daß es in ganz Rußland nur eine solche Hauskommune gäbe. Das Gesetz erlaubt aber jedem Russen nicht mehr als drei Quadratmeter Wohnraum. Darum müssen in jedem Zimmer der alten Häuser mehrere Menschen wohnen. Sind nicht genügend Familienglieder da, dann muß das Zimmer mit Fremden geteilt werden. Da zeigen Kreidestränge die Grenzen, über Getränke dienen als Wände. Auch in den neuen Siedlungen müssen in Zwei- bis Dreizimmer-Wohnungen zwei bis drei Menschen wohnen. Viele Menschen haben kein Dach überm Kopf, hausen auf den Treppen, liegen auf den Straßen herum. Man redet von 500 000 Obdachlosen in Rußland.

Der Russe ist ein unendlich genügsamer und leidensfähiger Mensch. Aber was ihm der Sowjetstaat zumutet, ist Barbarei, Sklaventum. Es wäre vielleicht gut, wenn der deutsche Staat denjenigen, die noch glauben, in Rußland sei es besser als hier, Freifahrtsscheine bis zur Grenze gäbe, damit sie sich aus eigener Erfahrung überzeugen können, ob dem wirklich so ist. Jedenfalls glaube ich, daß, wenn wir in Deutschland nur eine Woche so leben müßten wie die breiten Massen in Rußland, wir uns nach den Umständen zurückziehen, die wir jetzt noch in Deutschland trotz all der großen Not haben.

Margarete Peterßen.

Soziale Rundschau.

Zusatzrenten. Bei Renten, die nach § 1818 der Reichsversicherungsordnung oder nach § 78 des Angestelltenversicherungsgesetzes nur zur Hälfte gezahlt werden (Zusatzrenten), ruht nur die Hälfte der im Artikel 6 § 3 Abs. 1 bestimmten Beträge, so heißt es in Artikel 6 § 3 der Durchführungsbestimmungen der Notverordnung vom 14. Juni 1932. Das heißt, daß unsere vielen Anträge Erfolg gehabt haben, und daß vom 1. Februar d. J. ab die Zusatzrenten nur um die Hälfte gekürzt werden. Für eine ganze Reihe von Mitarbeitern (und leider auch Unorganisierten) hat der Gewerksverein 250 bis 3.— RM. im Monat erobert, eine kleine Summe, die aber in dieser Zeit schon eine Rolle spielt.

Mietentlagen in Neubauwohnungen. Eine Eingabe des Deutschen Gewerkschaftsbundes an den Reichsstatler sowie an die kommissarische preussische Staatsregierung wurde vom Deutschen Gewerkschaftsbund eine Eingabe gerichtet, die sich für eine Mietenkung in Neubauwohnungen ausspricht. Diese Eingabe ist auch sämt-

lichen Reichs- und Preußenministern zugeleitet worden. Die Not unter den Neubaumietern, so wird in der Eingabe gesagt, würde immer größer. Wenn weiterhin mehr als 55 Prozent der Neubaumieter mehr als ein Viertel, zum Teil weit über die Hälfte ihres Einkommens allein für die Miete aufwenden müßten, so sei das ein unhaltbarer Zustand. Die gleichartige Eingabe des Deutschen Gewerkschaftsbundes vom 15. Juni habe bedauerlicherweise nicht die notwendige Wirkung gehabt. „Wir haben,“ so heißt es in der Eingabe, „den Eindruck, als ob nach der Auflösung des preussischen Wohlfahrtsministeriums und der damit verbundenen Aufteilung der Wohnungsfragen auf mehrere Ministerien die Stelle für die Führung im Kampf gegen die drohende Katastrophe fehle.“

Die Eingabe wird mit stichhaltigem Material belegt. In ihr werden dann Vorschläge zur Lastensenkung gemacht, die sowohl den Neubausbesitzern, deren Notlage anerkannt wird, als auch den Mietern die Möglichkeit zur Existenz läßt. U. a. steht der Deutsche Gewerkschaftsbund in der Herabsetzung der Verzinsung und Tilgung der Hauszinssteuer-Hypotheken und anderer öffentlicher Darlehen für eine zunächst auf zwei Jahre zu bemessende Zeitspanne ein geeignetes Mittel, um eine fühlbare Senkung übersteuerter Neubaumieter zu erzielen.

Bemerkenswert ist die Forderung, wirklich notleidenden Mietern, z. B. Erwerbslosen und kinderreichen Familien, durch außergewöhnliche Mietzuschüsse zu helfen. Diese müßten unmittelbar dem notleidenden Mieter oder mittelbar dem Wohnungsunternehmer als Mieterstattung mit besonderer Beschleunigung gewährt werden. Nachdem die vierte Notverordnung einen immer größeren Anteil aus dem Rest der Gebäudeeinkommensteuer dem Lande und den Gemeinden ausliehen läßt, ist auch daran zu denken, daß die notleidenden Neubaumieter besondere Zuschüsse über den Wohlfahrtsfonds der Gemeinden erhalten, wie es in einem gewissen Umfang durch die preussische Notverordnung vom 10. Juni bereits vorgesehen ist.

Die Allgemeine Ortskrankenkasse der Stadt Berlin hat vom 1. Januar 1933 an folgende Mehrleistungen wieder eingeführt:

Für Versicherte, die sich auf Kosten der Kasse in einem Krankenhaus, einem Genesungs-, Erholungs- oder Kurheim befinden, wird das Hausgeld auf zwei Drittel des Krankengeldes erhöht. Außerdem erhalten Verheiratete, die mehr als einen Angehörigen überwiegend unterhalten, nach sechsmonatiger Mitgliedschaft für jeden Angehörigen einen Zuschlag von 5 Prozent des Grundlohns. Im Rahmen der Familienhilfe gewährt sie wieder für unterhaltsberechtigter Ehefrauen und Kinder bis zum vollendeten 18. Lebensjahre einen Zuschuß zu den Kosten einer notwendigen Krankenhausbehandlung, wenn die Behandlung in einem städtischen oder staatlichen Krankenhaus stattfindet. Der Zuschuß beträgt 3.— RM. je Tag für die Ehefrau und für Kinder über 14 Jahre, für Kinder unter 14 Jahren 2.— RM. je Tag. Er wird auf die Dauer von 18 Wochen innerhalb eines Jahres für die gleiche nicht behobene Krankheitsursache gezahlt.

Führende Frauen.

Mathilda Wrede, ein Engel der Gefangenen.

Wie über dem Leben von Amalie Sieveling, dessen Beschreibung wir in der vorigen Nummer der „Selbsterlebensläufe“, so stand auch über dem Lebensweg Mathilda Wredes das Pauluswort: „Die Liebe Christi dringet mich also.“ Sie gehört auch zu den Frauen, die es in allen Gruppen und Lagern gibt, die gläubig und unbeteiligt den Weg ihrer Erkenntnis und Bestimmung gehen, ohne der gerade gestandenen äußeren Lebensform zu achten. Amalie Sieveling war schon sechs Jahre tot, als Mathilda Wrede 1865 als neuntes Kind des Generalgouverneurs vom Basabezirk in Finnland geboren wurde, in dem fernem Land der hellen Sommer-nächte und der langen, weißen Winter.

Die Mutter starb bei ihrer Geburt, doch wurde Mathilda mit viel mütterlicher Liebe von ihrer 17jährigen Schwester erzogen. Sie wuchs in herrlicher natürlicher Freiheit auf. Ihre liebsten Spielkameraden waren die Tiere. Schon als ganz kleines Mädchen konnte sie jedes Pferd in Basa bei Namen. Mit Puppen wußte sie nicht viel anzufangen, sie band ihnen eine Schnur um den Hals und warf sie ins Wasser, d. h. sie spielte „Pferdeschwemme“.

Aber schon früh fiel ein bestimmlicher Schein in diese

irrhliche Kindheit. Mathilda besuchte eines Tages als sieben-jähriges Mädchen ihre Tante unten im Dorf. Sie sahen zusammen und schauten zum Fenster heraus, als ein trauriges Schauspiel die Aufmerksamkeit des kleinen Mädchens fesselte. Mit hängendem Kopf stand ein Mann im gestreiften Kittel zwischen zwei Wärttern vor dem Dorfschmied, der ihm Fesseln um Hand- und Fußgelenke schmiedete. Auf die erregte Frage erhielt das kleine Mädchen die Antwort: „Das ist ein Gefangener.“ Dieses Bild konnte Mathilda nicht vergessen. Je älter sie wurde, desto mehr überkam sie eine suchende Unruhe und ein Forschen nach dem Sinn menschlicher Lebensordnung. Sie sah die Sonnenseite des Lebens, den christlichen Bürger damaliger Zeit in seiner Rechtschaffenheit vor den Menschen, und die Schattenseite, die Gefallenen und die Gefangenen. In innerster Spannung erlebte sie die Klust zwischen dem sündigen Menschen und Gott. In dieser Zeit schwerer, innerer Kämpfe besuchte sie einmal die Andacht eines Baienpredigers. Er hatte zum Gegenstand Joh. 3, 16 gewählt: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Dieses Wort wurde entscheidend für ihr ganzes Leben. In dieser Liebe Gottes wollte sie versuchen, die Klust zwischen den sündigen Menschen und Gott zu überbrücken.

Mathilda kam in ihrem Elternhaus oft mit Gefangenen zusammen, die sich dort als Handwerker betätigten. Nachdem Mathilda im Kampf mit Gott, im heißen Gebet, die Gewißheit der göttlichen Liebe erhalten hatte, konnte sie nicht anders, sie mußte zu den Gefangenen hingehen und ihnen von diesem Erlebnis erzählen. Ihre Worte fielen auf guten Boden. „Ach, Fräulein! wenn Sie doch mal zu uns ins Gefängnis kommen möchten und auch den andern davon erzählen würden! Von Ihnen möchten wir uns etwas von Gott sagen lassen!“ sagten die Gefangenen zu ihr. Sie versprach es ihnen, trotzdem sie ein Grauen überwinden mußte, in das dunkelste freudloseste Haus ihrer Heimat zu gehen. Sie holte sich Kraft im Gebet und begann einen Weg zu gehen, der ihr Lebensweg werden sollte. Sie erhielt die Erlaubnis, die Gefängnisse zu besuchen, weil man glaubte, sie würde wohl bald Abstand davon nehmen.

Am Karfreitag, als rings die Welt in Blüten stand und über dem Sterben Iohn das große Neuwurden verkündete, ging die Währige Mathilda Wrede in das größte Gefängnis in Albo, Kalkola. Sie ging in die Zellen, in denen die Gefangenen damals noch in Ketten lagen, die bösartigen waren sogar mit einem Halseisen an der Wand angeschmiebet. In einer Zelle lag ein lebenslänglich zum Zuchthaus Verurteilter; er bekümmerte sich gar nicht um sie, bis sie ihn mit Erzählungen von seiner Heimat weichgestimmt hatte. In seiner Verzweiflung bedrückte es ihn am meisten, daß er noch nie in seinem Leben eine gute Tat getan hätte. Mathilda wollte ihm dazu verhelfen. Sie wußte, wie gern er den kleinen Krug Dünndier trank, den er wie jeder Gefangene jeden Tag bekam. Sie bat ihn, aus seinem Krug von seinem Bier trinken zu dürfen. Das hatte sie gewiß Überwindung gekostet, aber dadurch fand sie den Weg zu seinem Herzen, so daß sie ihm von der Liebe Gottes und ihrer Allmacht sprechen konnte.

So ging sie von Zelle zu Zelle. Bei jedem Menschen mußte sie einen anderen Weg zu seinem Herzen suchen, sie hatte dabei die merkwürdigsten Erlebnisse. Ihre Liebe zu den Gefangenen wurde von diesen ebenso erwidert. Sie konnten es gar nicht glauben, daß ein so junges Mädchen sich ohne Furcht zu ihnen wagte, mit ihnen wie mit andern Nichtgefangenen sprach. Einmal war Mathilda allein in ihrem Sprechzimmer, in dem sie mit den Gefangenen einzeln sprach, als ein widerlich aussehender, großer Mann mit finsternen Blicken auf sie losging und die geballte Faust vor ihr auf den Tisch fallen ließ. Sie wurde aber nicht ängstlich, sondern legte ihre Hand auf seine Faust und sand ein gutes Wort. Da ging der Mann still hinaus und sagte den andern: „Sie hat keine Angst. Der Gott hilft ihr; ich muß auch an ihre Religion glauben.“

Mathilda Wrede sah die Gefahren, denen die entlassenen Gefangenen ausgeliefert waren. Darum versuchte sie auch hier zu helfen und zeigte unserer heutigen Gefangenenfürsorge damit die Wege. Sie bekam von ihrem Vater ein Haus geschenkt „Lodvola“. Ihr Bruder wurde als Verwalter in das Haus gesetzt, die entlassenen Gefangenen versorgten Land und Haus, um sich hier an selbständige Lebensführung zu gewöhnen, ehe sie in das öffentliche Erwerbsleben einbezogen wurden. Im Sommer 1890

machte sie den Pönitentiar-Kongress in Petersburg als Delegierte mit. Als Frankreichs Vertreter über das Unschädlichmachen unverbesserlicher Sträflinge sprach, meldete sie sich zum Wort und sprach ihre Ueberzeugung aus, daß eine Besserung doch möglich sei durch die Kraft Gottes, wenn man hie Behandlung der Seelen und des geistigen Lebens der Gefangenen nicht vernachlässige. Ihres unerschrockenen freien Auftretens wegen wurde sie dort als Spionin verdächtigt und mußte fliehen.

Sie ging nach England, um auch dort für die Besserstellung der Gefangenen zu wirken. Nach dem Tode ihres Vaters kehrte sie nach Finnland zurück und lebte in Helsingfors. Sie wollte es nicht besser haben als die Gefangenen und lebte freiwillig von deren Rationen, d. h. von 32 Pf. pro Tag. In ihren Bemühungen um die Gefangenen ließ sie auch nicht nach trotz mehrfacher Enttäuschungen. Sie verkaufte z. B. das liebste Tier, ihr Pferd „Reima“, um einem Sträfling Geld zur Fahrt nach Amerika borgen zu können. Dann sah sie ihn betrunken auf der Straße wieder, das Geld war betrunken. Man könnte noch sehr viel von ihrem Leben berichten, von ihrer Fahrt ins Dedland z. B., wo sie die dort angesiedelten Entlassenen besuchte, von ihrem schweizerischen Wirken im Krieg. Dann von der Revolution in Finnland, in der ihre ehemaligen Schützlinge die Herrschaft erlangt hatten und die Macht benutzten, ihre früheren Bedrücker in die Verdammnis zu schicken. Immer mußte Mathilda Wrede ihre göttliche Kraft, um die Menschen zu ihrer menschlichen Verantwortung zu führen. In ihrem Hause fanden sowohl die „Roten“ als auch die „Weißen“ Schutz. Sie kannte keine Furcht vor Menschen.

So sehen wir an dieser Frau, wie die Kraft Gottes in dem Schwachen mächtig werden kann. Sie durfte durch die Gnade Gottes aus seiner Kraft schöpfen und ein Segen sein für die Menschheit. Lisbeth Hanke.

Aus unserer Bewegung.

Dresden. Dreimal haben wir es in diesem Winter versucht, unseren Mitgliedern zu helfen und unsere Organisation bekannt werden zu lassen durch Ausstellungen, auf denen wir die Arbeiten unserer Heimarbeiterinnen zum Verkauf stellten. Und letztlich dürfen wir uns wohl sagen, daß wir nicht ganz umsonst gearbeitet haben. Jeder, der zu uns kam, um sich die selbstgearbeiteten Sachen anzusehen, mußte eigentlich unter dem Bielen, was da zum Verkaufe auslag, etwas finden. Neben den schönsten Handarbeiten — Strickereten, Strickereten, Durchzugsarbeiten und Handmalereien jeder Art — waren praktische Dinge ausgestellt wie Schürzen, Kleider, Wäsche. Eine besonders eingezeichnete Ecke „Aus Altem — Neues!“ zeigte umgearbeitete, modernisierte Wäschestücke, aus Altem gearbeitete Kinderanzüge oder aus Stoffresten zusammengesetzte Kissen. Aus allen Arbeiten sprach Mühe und Fleiß. Außer den Heimarbeiterinnen der Gruppe Dresden, die natürlich den Hauptteil der Ausstellungen bestritten hatten, hatten sich an dem zweiten Verkauf auch die Gruppen Breslau, Liegnitz, Naumburg und Annaberg und die Wirtschaftshilfe Berlin mit nützlichen und schönen Arbeiten beteiligt. Wenn auch der Ertrag vielleicht nicht jedem einzelnen als lohnend erschienen ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Verkäufe — im ganzen gesehen — doch eine Hilfe bedeuten, die die meisten der Ausstellerinnen schwerlich entbehren müßen. Mit vollen Erfolgen darf man nie, und heute vielleicht weniger denn je, rechnen; doch wenn man sich immer wieder sagt, daß keine Arbeit, die der Mühe und Sorge nicht entbehrt, umsonst ist, dann macht sicher auch jeder kleine Ertrag Freude und spornt zu immer neuen Versuchen an.

Zum Stiftungsfest erfreuten uns einige Mitglieder mit lustigen Vorträgen, die sie mit großer Mühe und Sorgfalt vorbereitet hatten. Dann sang unser Singkreis zwei alte Volkslieder. Es liegt an sich nicht im Sinne des Singens, etwas „vortragen“. Sondern die Musik und besonders das Lied soll wieder Allgemeingut werden und soll in der Familie wieder Einzug halten. Singen kann jedermann, und wer einmal über die Kompliziertheit und Unrast unserer Zeit den Weg zum einfachen Volkslied zurückgefunden hat, der muß die Kräfte, die in ihm liegen, spüren, sie werden ihm dann unentbehrlich sein. Es mag vielleicht mancher glauben, er könne nicht singen, oder er sei nicht musikalisch genug! Es gibt auf der Welt bestimmt nur ganz, ganz wenige Menschen, die tatsächlich gar nicht singen können. Und zum Singen des Volksliedgutes gehört keine besondere

